



Helmut Schwarz

»Zwei Milliarden sind ein Tropfen auf den heißen Stein«

Gespräch mit Wolfert von Rahden und Christoph Mielzarek

Herr Schwarz, wie beurteilen Sie die gegenwärtige Exzellenz-Initiative – entspricht sie Ihren Erwartungen? Wirkt die Initiative als der von vielen erhoffte Katalysator für die Spitzenforschung?

Die Exzellenz-Initiative war ein überfälliger Schritt. Wer allerdings meint, dass wir aufgrund der Initiative auch gleich Elite-Universitäten hätten – wie das ja hin und wieder im politischen Raum anklingt –, der verkennt, dass Elite-Universitäten ganz andere Kriterien erfüllen müssten, die aus meiner Sicht derzeit bei keiner einzigen deutschen Universität gegeben sind. Dass einzelne Hochschullehrer an universitären und außeruniversitären Einrichtungen Weltklasse darstellen, steht auf einem anderen Blatt, aber trotzdem: Wir haben keine Elite-Universitäten. Dafür sind drei Gründe zu nennen: Eine Elite-Universität zeichnet sich *erstens* dadurch aus, dass sie ihre Hochschullehrer international rekrutiert. Sie wartet nicht auf Bewerbungen, sie sucht selbst weltweit nach den besten Köpfen. In vergleichbarer Weise wählt sie *zweitens* auch ihre Studenten aktiv aus, und *drittens* verfügt sie über ein Budget, das es gestattet, die unter Punkt eins und zwei Ausgesuchten tatsächlich zu gewinnen. Zum Budget zwei Kommentare: In der Exzellenz-Initiative werden im Verlauf von fünf Jahren knapp zwei Milliarden Euro über die ganze Republik oder die ausgewählten Institutionen verteilt. Stanford allein hat pro Jahr ein Budget, das praktisch dem der gesamten Exzellenz-Initiative entspricht. Ich gebe noch ein europäisches Beispiel: Die Pro-Kopf-Ausgaben einer technischen Universität, wie zum Beispiel der TH Darmstadt, betragen etwa 5 000 Euro pro Jahr, während die TU München pro Student und Jahr 15 000 Euro an öffentlichen Mitteln ausgibt. Die ETH Zürich, die regelmäßig unter den zehn besten Universitäten der Welt genannt wird, wendet pro Student und Jahr knapp 50 000 Euro auf. Mit anderen Worten: Nach den genannten Kriterien haben wir keine Elite-Universität in Deutschland.

Soll man sich auf die Exzellenzförderung konzentrieren, um Spitzenleistungen zu erreichen? Man könnte der Meinung sein, dass die ›Leuchttürme der Wissenschaft‹ nicht als isolierte Inseln entstehen, sondern eines tragfähigen Fundaments bedürfen. Anders gefragt: Benötigt Spitze nicht auch eine gewisse Breite?

Die deutschen Universitäten sind ja hervorragend in der Breite. Deutsche Post-Doktoranden aus praktisch allen Fächern werden weltweit gesucht, also müssen sie gut ausgebildet worden sein. Wir sollten auch in Zukunft versuchen, diese Breite zu erhalten. In der Breite stehen wir deutlich besser da als die 3 000 sogenannten Universitäten in den USA, von denen eigentlich nur 150 Universitäten in dem Sinne sind, dass sie zu einer Promotion führen. Aber gleichzeitig können wir nicht übersehen, dass eine sehr gute Ausbildung in der Breite nicht automatisch dazu führt, auch an der Spitze konkurrieren zu können. Es ist schwierig, die Allerbesten für Deutschland zu gewinnen, vor allem weil wir in Deutschland keine Einrichtungen vom Klang eines MIT oder auch staatlicher Universitäten wie Berkeley haben. Wenn wir versuchen wollen, die besten Deutschen im Land zu halten und die besten Ausländer für uns zu gewinnen, dann bedarf es neben der sehr guten Ausbildung in der Breite auch der ›Leuchttürme‹, die diesen Namen verdienen. Die Max-Planck-Gesellschaft wirkt hier als Vorreiter, mittlerweile sind 30 Prozent ihrer Direktoren und wissenschaftlichen Mitarbeiter keine Deutschen. An der ETH Zürich sind mehr als die Hälfte aller Professoren Personen, die sich nicht etwa dort auf eine freie Stelle beworben haben, sondern die von den Berufungskommissionen aktiv weltweit rekrutiert wurden. Dieser Mechanismus sollte auch in Deutschland in Gang kommen, aber er kann natürlich nur funktionieren, wenn die Universitäten materiell gesehen in einen deutlich besseren Zustand gebracht werden. Zwei Milliarden sind ein Tropfen auf den heißen Stein. Um konkurrenzfähig zu werden, müss-



ten wahrscheinlich pro Jahr mehr als zehn Milliarden Euro an öffentlichen Mitteln in das System hineinsteckt werden.

Müsste nicht auch in Deutschland verstärkt an die Einwerbung von privaten Geldern gedacht werden, weil der Staat möglicherweise überfordert ist, wenn ihm die entscheidenden finanziellen Lasten für die Spitzenforschung aufgebürdet werden? Jüngstes Beispiel dafür war hierzulande die Initiative des Mäzens Jacobs, der den Bankrott der – privaten – International University Bremen durch eine Spende von 200 Millionen Euro abwendete. Oder birgt das Modell der Privatfinanzierung die Gefahr einer Abhängigkeit der Forschung vom Geldgeber, die dem Lobbyismus Tür und Tor öffnet? Befürchtungen in dieser Richtung betreffen weniger Umbenennungen, wie die in ›Jacobs University Bremen‹, als vielmehr eine Einflussnahme auf Inhalt und Richtung des Forschungsprozesses.

Der Staat hat nach wie vor die Aufgabe, Grundlagenforschung zu fördern, aus vielen Gründen wird er aus dieser Pflicht nicht zu entlassen sein. Private Gelder einzuwerben wird jedoch auch in Deutschland zunehmend wichtiger werden. Es bedarf eines Mentalitätswechsels, damit private Personen und Institutionen Verantwortung für Universitäten und kulturelle Einrichtungen übernehmen. Es wird lange dauern, bis wir in Deutschland diesen Weg erfolgreich beschreiten, umso erfreulicher klingt das Beispiel, das Sie erwähnt haben. Ich sehe keine Gefahr der Einflussnahme auf die Detailplanung der Universität. Ob eine Universität nach Jacobs benannt wird, ob ein Labor einen bestimmten Namen trägt, ist sekundär. Das ist in den USA, in Israel gang und gäbe. Ein kluger Stifter weiß, dass er nur seinen Namen gibt, aber das Geschäft den Wissenschaftlern überlassen muss, weil sonst seine Universität nicht reüssiert. Stanford oder Harvard verfügen über riesige Stiftungsvermögen, aus deren Erträgen sie manches ad hoc finanzieren können. Das MIT beispielsweise fing vor ungefähr zehn Jahren an zu überlegen, eine neue Richtung der Hirnforschung auf wirklich molekularer Basis anzugehen. In wenigen Jahren wurden für unglaublich große Summen ein Laboratorium errichtet und die besten Köpfe angeworben. Das sind natürlich Dinge, die Sie nur tun können, wenn Sie nicht auf staatliches Geld warten müssen. Auf der anderen Seite wird aber auch ein Großteil dieses privaten Geldes verwendet, um jungen Leuten ein Studium zu ermöglichen, die keine Studiengebühren zahlen können. Dieser Aspekt wird in

Deutschland aus einer ganz falschen Perspektive betrachtet, denn es wäre sozial geboten, Studiengebühren einzuführen und mit einem funktionierenden Stipendienwesen zu kombinieren. Übrigens wäre dies eine dritte Säule, die zur Finanzierung der Universitäten wesentlich beitragen könnte.

Wie steht es aber mit der Gefahr, dass der Staat sich um den Betrag zurückzieht, den die Privaten in das System neu einbringen?

Das wäre natürlich verhängnisvoll. Privates Geld muss freies Geld zur Verfügung einer Universität bleiben, das nicht nach ›kameralistischen Rechnungshof-Kriterien‹ ausgegeben wird. ›Freies Geld‹ heißt zum Beispiel, das dreifache Gehalt zu bieten, wenn es darum geht, einen brillanten Kopf zu gewinnen. Wenn ich mit jungen Leuten in Amerika rede, Deutschen, die dort als Post-Doktoranden arbeiten – immerhin bleiben ungefähr 15 Prozent von ihnen dort –, dann nennen sie stets dieselben Gründe, die gegen eine Rückkehr sprechen. Erstens fehlt in Deutschland ein Tenure-Track-Verfahren. Die akademischen Berufspfade lassen sich bei uns schwerer planen als in Amerika, weil wir nicht die Option bieten, nach fünf oder sechs Jahren, in denen sich eine Person akademisch bewährt hat, an der Universität bleiben zu können. Der zweite Punkt betrifft das gesamte akademische Umfeld, die intellektuelle Atmosphäre. Da, wo gute Köpfe sind, wollen auch andere interessante Köpfe hingehen. Drittens besteht ein Missverhältnis in der Lehrbelastung. In Amerika kommen je nach Fach an den besseren Universitäten im Schnitt 10 bis 14 Studierende auf einen Hochschullehrer. In Deutschland liegen diese Zahlen zwischen 40 und 80. Und der vierte Punkt sind die Gehälter. Natürlich, wenn Sie den Mittelwert bilden, dann steht Deutschland besser da als die USA. Aber die Spreizung der Gehaltsskala ist dort sehr groß. Wer die heutige Besoldung in Deutschland als leistungsgerecht bezeichnet, der spricht in Unkenntnis, oder es handelt sich um bewusste Irreführung.

Ich möchte noch auf einen Aspekt kommen, der gerade aus deutscher Sicht von Interesse ist. Müssen wir das Humboldt-sche Bildungsideal verabschieden, das seit dem vorvorigen Jahrhundert so erfolgreich war? Heute mehren sich jene Stimmen, welche die Forschung generell aus den Universitäten in reine Forschungszentren auslagern wollen und die Universitäten ausschließlich als Ort der Ausbildung sehen. Der



Humboldt'sche Ansatz geht dagegen vom Grundsatz der Einheit von Forschung und Lehre aus, und er versucht, Elite und Demokratie zu vereinbaren. Wird dieses Ideal vielleicht zu sehr von den Geisteswissenschaften her gedacht?

Ich bin ein ganz entschiedener Anhänger des Humboldt'schen Ideals, aus ureigener Erfahrung als Student, als Lehrer, der mittlerweile 32 Jahre an der Universität ist, als eine Person, die es mehrfach abgelehnt hat, in die Max-Planck-Gesellschaft oder in reine forschungsbestimmte Institutionen zu wechseln. Das Geheimnis des Erfolges der besten Einrichtungen wie Cambridge und Oxford oder der allerbesten Universitäten in den Vereinigten Staaten oder auch einer École-Normale-Supérieure besteht genau darin, dass sie Lehre und Forschung auf höchstem Niveau in einer Universität behalten. Ich rede damit nicht denjenigen das Wort, die meinen, wir sollten die Max-Planck-Gesellschaft auflösen. Denn wenn wir morgen die Max-Planck-Gesellschaft auflösten und sie integrierten, würde das – schon aufgrund des letztlich geringen Volumens – den Zustand an den deutschen Universitäten kaum verbessern. Trotzdem sehe ich die Gefahr, dass im politischen Raum zusehends argumentiert wird, weil wir doch so erfolgreiche außeruniversitäre Einrichtungen haben, könnten wir die teure Forschung aus der Universität herausnehmen. Wenn das passierte, würde die Universität in wenigen Jahren einen Kollateralschaden erleiden, der sie bestenfalls zu einer Fachhochschule macht. Ich kenne in den USA Nobelpreisträger, welche die Grundvorlesung für 400 Studierende halten. Das gilt dort als selbstverständlich, denn in diesem Wechselspiel gedeihen eben die besten Köpfe. Auf der anderen Seite dürfen wir nicht übersehen, dass wir in Deutschland ein hausgemachtes Problem haben. Die Massenuniversität basiert auf der Vorstellung, es seien alle Studierende, es seien alle Lehrer, es seien alle Universitäten gleich. Weil das nicht der Fall ist, tut das bestehende System vielen Beteiligten unrecht. Hier sehe ich das Gute der Exzellenz-Initiative: Wenn sie denn fortgeführt werden sollte, haben wir in 10, 20 Jahren eine sehr viel differenziertere Landschaft. Diese wird dann auf der einen Seite aus vielleicht zehn ganz herausragenden, weltweit sichtbaren Universitäten bestehen: Einrichtungen, die in der Forschung sehr stark sind und – wegen der Verschränkung von guter Lehre und guter Forschung – in der Lehre ebenfalls herausragen. Ihnen folgt ein hoffentlich immer noch breiter Block von Universitäten, die in der Forschung vielleicht nicht die ganze Breite und Tiefe haben,

aber ebenfalls noch durch Forschung definiert sind. Ob wir daneben noch Universitäten haben, deren Schwerpunkt mehr auf dem Bereich der Lehre liegt, das wird die Entwicklung zeigen. Nur, glaube ich, ist das kein Aspekt, der ausschließlich die Geisteswissenschaften angeht. Die Entwicklung betrifft alle, auch die Naturwissenschaften oder die Medizin, in gleicher Weise. An den besten Einrichtungen gilt die Regel: Ein wirklich herausragender Forscher ist auch ein herausragender Universitätslehrer und umgekehrt.

Kürzlich sprachen Sie davon, dass die US-Amerikaner ›professioneller‹ als andere zu Werke gingen, um erfolgreich bei der Nobelpreisvergabe zu sein. Könnten Sie Ihre These erläutern?

Ja, ich würde behaupten, dass die Nobelpreise in der ersten Oktoberwoche jeden Jahres nur scheinbar in Stockholm vergeben werden. Sie werden eigentlich in den USA vergeben. Worauf gründet sich so eine Behauptung? Wenn man auf Tagungen mit Kollegen redet, über dies und das, was in der Wissenschaft passiert, dann spricht man auch über Berufungen, dann spricht man auch über Preise. Da bleibt es nicht verborgen, wie hinter den Kulissen ein Netzwerk aufgebaut worden ist, das beim Nobelpreis, aber auch bei anderen Preisen mit dem Vorschlagsverfahren zusammenhängt. Für den Nobelpreis sind vorschlagsberechtigt: die ehemaligen Preisträger, eine limitierte Zahl von jährlich wechselnden Wissenschaftlern, die für ihr Fachgebiet Nominierungen abgeben dürfen, und es sind die großen Akademien, einige Forschungsorganisationen und auch hier im Jahresrhythmus wechselnd Universitäten. Und man kann belegen, dass es in den USA zwar nicht Absprachen im juristisch bindenden Sinne, aber ein Einverständnis darüber gibt, welche Fächer und welche Personen in bestimmten Jahren in den Vordergrund gespielt werden sollen. Und wenn dann eine Kommission, die ja auch nur aus sterblichen Mitgliedern besteht, wie eben die Nobelkommission der schwedischen Akademie der Wissenschaften, Vorschläge bekommt, wo ein Name, sagen wir, 50-mal und ein anderer Name vielleicht nur ein- oder zweimal nominiert wird, dann bleibt dies nicht folgenlos. Ich halte übrigens gar nichts von der Hysterie, die jedes Jahr im Oktober ausbricht, weil man das Verleihen oder das Nicht-Verleihen eines Nobelpreises als Indikator für die Leistungsfähigkeit oder die Qualität der Wissenschaft eines Landes ansieht. Die Dinge haben miteinander recht wenig zu



tun. Glücklicherweise ist es so, dass der, der ihn bekommt – zumindest in den Naturwissenschaften –, ihn auch verdient hat. Daran gibt es kaum je einen Zweifel. Aber umgekehrt kann man sehr leicht für beinahe jedes Fach belegen, dass es innerhalb der letzten 20 Jahre immer Alternativen gegeben hätte – Personen, die den Preis verdient, aber nicht die nötige Sichtbarkeit erlangt haben.

In der Politik werden mittlerweile ›Elite‹ und ›Nobelpreis‹ fast synonym verwendet.

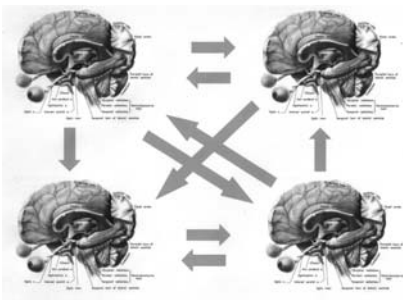
Der Druck durch die Medien ist riesengroß. Wenn eine Ministerin oder ein Minister Rede und Antwort stehen muss: »Schon wieder kein Deutscher beim Physik- oder Chemie- oder Medizin-Nobelpreis dabei!« – Da braucht es ein starkes Nervenkostüm. In der Regel gilt, dass alle, die ihn bekommen, zur Crème de la crème gehören. Darüber hinaus forschen aber eine Fülle von Personen, die auch zur Spitze gehören, die eben nicht ausgezeichnet wurden. Mit anderen Worten, wenn eine Institution ihn nicht bekommt, heißt das nicht unbedingt, dass die Institution nicht gut ist. Ferner: In den Geisteswissenschaften gibt es gar keinen Nobelpreis, in der Mathematik wird zwar alle vier Jahre die Fields-Medaille verliehen, aber ebenfalls kein Nobelpreis. Wenn Sie die Nobelpreis-Kürung als einziges Kriterium für Exzellenz heranzögen, dann würden Institutionen, die auf diesen beiden Gebieten sehr stark sind, nirgendwo erscheinen. Bei Rankings, wie dem der Shanghai-Universität, stehen solche ganz oben, die sich überwiegend auf Nobelpreise und wenige andere große Auszeichnungen kaprizieren, während andere, durchaus bedeutende Institutionen weit abgeschlagen landen. Ich selber messe dem Ganzen gar nicht so viel Bedeutung bei. Gott sei Dank sehen das viele Kollegen genauso gelassen, die wissen, sie hätten den Nobelpreis eigentlich längst verdient, und leben damit, dass sie ihn (noch) nicht haben.

Gleichwohl ist damit ein allgemeineres Problem angesprochen, denn der sogenannte ›Matthäus-Effekt‹ fällt ja nicht nur bei der Nobelpreisvergabe auf. Er spielt offenbar eine entscheidende Rolle im Forschungsalltag überhaupt, vor allem, wenn es um die Mittelvergabe geht. Bei der Exzellenz-Initiative waren nur die ›Großen‹ erfolgreich: ›Wer hat, dem wird gegeben‹. Wie steht es um die Chancen der ›Kleinen‹? Die ›Kleinen‹ haben sicherlich überall da Nachteile, wo es um strukturierte Anträge geht, wo mehrere Seiten verbündet zusammenwirken müssen. Wenn Sie an den Be-

reich einer Graduierten-Schule denken, da brauchen Sie eine kritische Masse. Wenn Sie an Cluster denken, an bestimmte Aufgaben, an denen vielleicht 30 Forschergruppen aus verschiedensten Bereichen zusammenarbeiten, muss auch in diesem Fall diese kritische Masse da sein. Die Sorge, dass bei dieser Art von Förderung die ›Kleinen‹ letztlich nicht gut abschneiden, ist also nicht unbegründet. Für viele, vor allem naturwissenschaftliche Fächer gilt, dass eine forschende Person eine bestimmte Umgebung braucht, die Personal und Ausstattung voraussetzt. Forschung im medizinischen Bereich zum Beispiel fordert eine Komplexität der Gegebenheiten, die vermutlich langfristig nicht überall vorhanden ist. Daher wird die Differenzierung eintreten, von der ich vorher sprach. Es wird sich um eine Dreiteilung handeln: in wenige herausragende Universitäten, gefolgt von vielleicht 30, die sehr gut sind – besser als der Mittelwert in den USA –, und dann eine Gruppe von etwa 20 Universitäten, die hoffentlich noch so sind, wie sie heute sind. Eine solche Entwicklung wäre wünschenswert und wird auch eintreten, vorausgesetzt die Politik und die Geldgeber werden die Exzellenz-Initiative nicht als Alibi benutzen, um der überfälligen Finanzierung der Grundausstattung auszuweichen. Darin sehe ich in der Tat eine große Gefahr, dass es eben doch in einigen Ländern in ein Kompensationsgeschäft münden wird – nach dem Motto: Wir zahlen etwas in die Spitze hinein und nehmen es an anderer Stelle wieder weg. In diesem Fall wären natürlich diejenigen am stärksten betroffen, die nicht von der Spitzenfinanzierung profitieren.

Bleiben wir bei dem Begriff der ›kritischen Masse‹, der ja auch problematisiert werden könnte: Wäre es nicht sinnvoller, die Kriterien der Spitzenförderung stärker zu differenzieren, also spezifischer nach den unterschiedlichen Arbeitsweisen in den jeweiligen Wissenschaften auszurichten? ›Einzelkämpfer‹ in geistes- oder sozialwissenschaftlichen Disziplinen haben doch immer weniger Aussichten auf Förderung ihrer Forschungen.

Dem würde ich widersprechen. ›Einzelkämpfer‹ hätten dann ein Problem, wenn es in der Tat so wäre, wie es Ihre Frage ein wenig impliziert, dass wir – zum Beispiel bei der DFG – auf alle Fächer dieselben Kriterien anwenden würden. Wir haben aber gerade in den letzten drei Jahren bei der DFG eine Reihe von Instrumenten eingerichtet, die ganz spezifisch zugeschnitten sind auf die Bedürfnisse von Geisteswissenschaftlern. Da spielt beispielsweise der



Aspekt, sich ›Zeit‹ zu kaufen, ähnlich wie bei den Mathematikern, eine viel größere Rolle, als etwa eine extrem teure, komplexe Apparatur zu bekommen. Die DFG versucht, sachgerecht und fachgerecht zu entscheiden. Also sehe ich *grundsätzlich* keine Gefahren, lediglich *aktuell* im Fall der Exzellenz-Initiative, denn sie beschränkt sich momentan darauf, kritische Massen dort, wo sie sind, zu unterstützen. Aber generell möchten wir natürlich nicht, dass die herausragenden Einzelkämpfer weniger gefördert werden – im Übrigen werden sie es auch gar nicht.

Noch einmal zur Frage der ›Vernetzung‹: Die Förderung von Einzelanträgen wird zunehmend verdrängt durch Förderung von Clustern, Zentren und Netzwerken. Diese Verbundforschung kann in spezifischen Forschungsfeldern unabdingbar sein, in vielen Fällen – das würde ich als These aufrechterhalten – ist die Vernetzung aber unnötig. Sie wird zum Selbstzweck aufgrund von Fördervorgaben und ist nicht mehr in der Sache selbst begründet. Wird hier nicht der Trend gefördert zu einer gewissen Zwangsvernetzung oder Antragsrhetorik, die häufig ein bloß additives Nebeneinander kaschiert?

Ich kenne diese Argumente und Bedenken recht gut, eine Arbeitsgruppe der Jungen Akademie hat sich ja pointiert dazu geäußert. Ein nicht geringer Teil der Mittel, die direkt vom Bundesministerium für Forschung verteilt werden, genügt sicher genau diesen Kriterien. Man könnte diese Bedenken zu Recht formulieren, wenn es nicht auch noch eine andere Wirklichkeit gäbe. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft als die wichtigste Einrichtung zur Förderung der Grundlagenforschung bekommt pro Jahr etwa 27 000 Anträge. Ein sehr hoher Anteil sind Anträge, die in sogenannten ›Normalverfahren‹, also in der Individualförderung angesiedelt sind. Ein wenig schwankend nach Gebieten – also für Medizin anders als für Religionswissenschaften – beträgt das Volumen, das die DFG ausgibt, in ihren Säulen ›Koordinierte Verfahren‹ versus ›Individualförderung‹ etwa 40 Prozent zugunsten der Einzelkämpfer. 40 Prozent sind sehr viel mehr, als die Öffentlichkeit wahrnimmt. Was die Öffentlichkeit allerdings wahrnimmt, ist eine ganz andere Seite der Medaille, nämlich dass die Ablehnungsquote in den letzten 10, 15 Jahren trotz eines stetig wachsenden Haushaltes der DFG beträchtlich zugenommen hat. Während früher die Ablehnungsquote bei vielleicht 20 Prozent lag, liegt sie heute in einigen Fächern bei 70 Prozent. Mit anderen Worten: Wir spielen zwar nicht Lotterie, aber wir sind zusehends mit dem Problem konfrontiert, sehr gute An-

träge aus rein finanziellen Gründen ablehnen zu müssen. Diese Steigerung der Ablehnungsquote hängt damit zusammen, dass die Länder die Grundfinanzierung nicht mehr ausreichend bereitstellen. Die Länderhaushalte sind so ausgestaltet und die Universitäten sind so unterfinanziert, dass von dieser Seite her die eigentliche Gefahr drohen könnte. Wenn sich an dieser Stelle nichts ändert, könnte das gefürchtete Szenario eintreten, nämlich das Ausbluten der Universitäten. Vergessen wir eines nicht, ein DFG-Haushalt beziffert sich auf 1,4 Milliarden Euro mit leicht steigender Tendenz, das entspricht dem Haushalt von vier oder fünf Universitäten, je nachdem, welche Referenzuniversität Sie heranziehen. Was soll denn eine DFG flächendeckend tun können? Gar nichts.

Virchow hat einmal gesagt: »Zwei Dinge pflegen den Fortschritt in der Medizin aufzubalten: Autoritäten und Systeme.« Handelt es sich bei der Exzellenz-Initiative um ein System, das Elite produzieren soll, aber möglicherweise vor allem bestimmte Forschungsrichtungen oder wissenschaftliche Meinungen auf ein Podest hebt?

Moden gibt es überall, auch in der Wissenschaft. Aber retrospektiv gesehen erfolgt doch eine Korrektur, indem sich in all den tausend Ideen in diese und jene Richtung manches eben doch als eine Eintagsfliege herausstellt. Hier vertraue ich wirklich darauf, dass das System in sich selbst diese reinigende Kraft enthält, weil es eben kreativ ist. Weil Sie sehr guten jungen Menschen nicht vorschreiben können, worüber sie nachdenken sollen. Diese jungen Leute sorgen für die Kurskorrekturen, denn die wirklich mutigen Schritte tun die Unerfahrenen. Diejenigen, die noch nicht durch den langen Forschungsalltag blockiert und geprägt sind. Auch deshalb bedarf es besonderer Anstrengungen, wie zum Beispiel der Exzellenz-Initiative, um den mutigen jungen Leuten einen Schub zu geben, damit sie nicht zu früh resignieren oder denken: »Es geht ja doch nicht«, oder »Das alles ist schon gedacht worden«.